

8582

Geschichte der deutschen Litteratur

von
Emil Trenning

Jahr.

Druck & Verlag von Moritz Schauenburg.

1886.





Das nationale Epos.



it der höfischen Epik haben wir nur einen Arm des ganzen Stroms der mittelalterlichen Dichtung verfolgt. Wir treffen daneben eine Reihe von Werken, in denen der Kreis von Sagen wiederkehrt, welcher der Urzeit unseres Volkes angehörte und auf deren Entstehung und frühere Entwicklung oben hingewiesen wurde. So hat man hier von vornherein das Gefühl: das ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserm Bein und fühlt die lebhafteste Teilnahme für den Inhalt, ehe es noch seiner geistreicheren Behandlung oder psychologischen Tiefstimm bedarf, um uns im Einzelnen zu gewinnen. Allerdings sind die Gestalten, die in diesen Werken umherwandeln, nicht mehr die urzeitigen Helden, wie sie einst die deutschen Wälder erfüllten und noch im Hildebrandsliede aufeinandertrafen; sie haben ein gut Stück ihres alten Adamb ablegen müssen und erscheinen eingetaucht in die ritterliche Anschauung, welche die geistige Welt Deutschlands erfüllte. Sie haben in Sitte und Kleidung, in Verkehr und Wandel höfische Anmut und Zierlichkeit angenommen und wissen sich standesgemäß zu betragen. Aber sie haben mit diesem höfischen Kleide doch nicht auch den höfischen Charakter gewonnen; was darunter liegt, ist noch das alte Wesen mit seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit und verzehrenden Wildheit, aber auch mit seinem offenen, geraden Sinn, seiner Reinheit und Unschuld, seiner unbiegsamen Treue und dem mannbastigen Festhalten an dem gegebenen Worte und der übernommenen Verpflichtung. Durchbrecht nur die Schale, weckt nur den schlummernden Löwen der Kampfesfreude, welche nicht an höflichem Ritterspielen, sondern an dem Einsetzen der ganzen Kraft für wesentliche Dinge die Seele entzündet, die Rachsucht, welche tödliche Beleidigung nur mit tödlicher Vernichtung zu sühnen weiß, die Gatten, die Mammestrene, und ihr gewahrt nicht mehr welches Liebesgirren, und zierliches Herumplänkeln, das zwar Verwirrung genug anrichtet, aber meist einem glänzenden Ende zustrebt, sondern echte germanische Gesinnung in ergreifender Wahrheit und Anschaulichkeit.

Wie anders sind deshalb auch die Interessen, die hier auf dem Spiele stehen! Nicht Liebesgenuß, der als leichter Raub verfliegt, nicht mystische Ziele, die in tiefstimmiger Symbolik uns ergreifen, aber doch nicht unmittelbar auf uns wirken, sondern die edelsten, wahrsten, wertvollsten Empfindungen unseres Herzens. Die Eifersucht, die doch nur verfehlte, umgebildete Liebe ist, getränkter Stolz, der in berechtigtem Wertlegen auf die eigene Persönlichkeit

oder die fürstliche Würde wurzelt, Gefühle also, die jedem einfachen Sinne nahe genug liegen, um mitempfundener und verstanden zu werden, sind der Einschlag des Gewebes, dessen buntem Gewirre wir nun näher treten. Wochte die höfische Ritterwelt mit vornehmer Abschätzung an diesen Gestalten vorübergehen, oder mit mitleidigem Lächeln der Wunder erwähnen, welche darin den Hörern geboten wurden, wie sie es mit wenigen Ausnahmen, z. B. dem auch hierin eigengearteten Wolfram, thun, — uns kann das nicht irren. Allerdings bleibt uns dabei das Bedauern, daß keiner der größten und glänzendsten Namen der damaligen Dichtung sich an diesen Stoffen versuchte. Keiner hatte in den Müttagen der höfischen Poesie die Kraft, sich dem Maaß der romantischen Hippokrene zu entziehen und den doch nicht minder wunderbaren Waden deutscher Sage nachzuwandeln. Worin war denn der innerste Kern beider Sagentreife verschieden? Mythos hier wie dort. Götter, heidnische Götter, die in ritterliches Rüstzeug gehüllt, als Helden kämpften, bluteten, starben oder siegten. Aber Artus und Güinevere, Parzival und Gawein kamen von dort herüber. Sie erschienen nicht in einem so hinreißend schönen Gewande, daß deutsche Dichterkraft sich stillschweigend hätte ergeben und auf jeden Wettstreit von vornherein verzichten müssen, denn wir haben, wie sie den flachen Gestalten Tiefe und lebensvolle Rundung in ihrer Nacharbeit erst verlieh. Aber jene stammten aus dem Heimatlande höfischer Sitte und feinen Anstandes, sie erschienen mit der ganzen Zier anmutigen Gebahrens und feiner Grazie, die um einmal der des lichten Scheines besonders frohen Zeit als das Wesen und Sein selbst galten. Und darum sogen sie alle Kraft und Thätigkeit der größten und besten Geister auf und für das in jeder Beziehung Wesen- und Wertvollere, aber leider nur Deutsche, das nicht nur der feinen Gesellschaft Angehörige, sondern das im Volk Lebende und vom Volk Geliebte, von den Jüngern Gesungene und wieder Gesungene blieb nur die Kraft der mindern Geister. So haben wir zwar einen breiten Strom von nationalen Überlieferungen in längern und kürzern Dichtungen, aber nur einzelne davon sind von dichterischem Werte und hoher Schönheit.

Allen voran steht

das Nibelungenlied,

denn diesen Namen werden wir dafür am besten beibehalten, obwohl er nicht der ursprüngliche ist. Der Nibelungen Not vielmehr lautete eigentlich der Titel. Es ist die umfassendste und in jeder Beziehung großartigste Dichtung, die auf dem Boden unsers nationalen Epos erwachsen ist, eine Dichtung, wundersam ihrem Inhalt wie ihrer Entstehung nach und das Ziel einer äußerst regen und eingehenden Thätigkeit vieler gelehrter und scharfsinniger Männer, welche sich eifrig und redlich bemüht haben, Nicht in die schwierigen Verhältnisse zu bringen, die dabei zur Aufbellung gelangen mußten.

Nur schädlich konnte es der frühesten Betrachtung dieser Dichtung sein, daß gerade als sie zuerst wieder bekannt wurde, der Streit der Meinungen über die großen nationalen Heldengedichte des griechischen Volkes, welche sich an den Namen des Homer knüpfen, lebhaft entbrannt war. Wurde an die Stelle des gläubigen Festhaltens an der Tradition von einem scharfsinnigen Kopfe, H. A. Wolf, die Behauptung gesetzt, daß ein allmähliches Zusammenwachsen aus einzelnen Volksesängen, die verschiedenen Ursprungs, das Eigentum eines Sängerstandes geworden und nachher zu einer Zeit, die bestimmt bezengt, und in Anlehnung an eine geschichtliche Persönlichkeit, den athenischen Tyrannen Peisistratos, zu einer Einheit verbunden waren, den wirklichen Verlauf der Entstehungsgeschichte dieser Gedichte bezeichne, so mußte die Versuchung naheliegen, diese Anschauung auch auf das Nibelungenlied zu übertragen. Denn auch hierin erkannte man mit Recht einen uralten nationalen Besitz, ein Werk, das aus mannigfachem Bestande zusammengesetzt war und somit zahlreiche Vergleichungspunkte bot. Aber man überjah dabei doch, daß die homerischen Gedichte in eine Zeit zurückreichen, in welche der Besitz der Schreibekunst bei den Griechen wenigstens für sehr zweifelhaft gelten muß, also die mündliche Fortpflanzung in einzelnen Piedern das ausschließliche Mögliche war, und daß wir von einer letzten zusammenschaffenden Bearbeitung der einzelnen Elemente ausdrücklich hören. Bei dem Nibelungenliede aber ist von einer solchen überarbeitenden Thätigkeit niemals die Rede gewesen und der Gebrauch der Schrift seit Alfitas den Deutschen kein Geheimnis mehr, also die Mündlichkeit der Fortpflanzung nicht mehr ausschließlich nötig. Mit hin lagen hier die Verhältnisse doch anders und darum konnte die unveränderte Anwendung

der für Homer und seine Dichtungen gültigen Anschauungen, wie sie dem ersten Nibelungenforscher, Vachmann, natürlich und notwendig erschien, der fortgesetzten Betrachtung nicht mehr einleuchten.

Ein Ganzes, eine einheitliche Dichtung ist das Nibelungenlied, wie wir es kennen, jedenfalls; damit soll nicht geleugnet werden, daß die sagenhaften Elemente, aus denen sich sein Inhalt zusammensetzt, mehrere und verschiedenartig sind, zu denen der Verfasser noch manches aus eigenem Vermögen hinzufügte.

Zwei Hauptbestandteile lassen sich bei dem Inhalt unterscheiden, ein historischer und ein mythischer. Geschichtlich nämlich ist der Untergang des Burgunderreiches mit der Hauptstadt Worms durch den Hunnenkönig Attila im Jahre 437, welcher dem zweiten Teile des Gedichtes zur wesentlichen Grundlage dient. Mythisch dagegen ist die Gestalt und das Schicksal Siegfrieds, und zwar ist es ein fränkischer Mythos. Siegfried ist ursprünglich ein Gott, sein Kampf mit dem Drachen, die Gewinnung des Hortes, die ihn verhüllende Tauntappe sind Züge, die auf dem Boden religiöser Anschauung gewachsen waren. Es sind die einfachen und doch in ihrer Einfachheit und beständigen Wiederkehr so großartigen Vorgänge des Wechsels der Jahreszeiten, der Sieg des Sommers, des Lichtgottes, über die düstern Mächte des Winters und Frostes, die durch ihn bewirkte Befreiung der Sonnenjungfrau aus der Gewalt der dunkeln Sturmwolken, der goldne Segen der Ähren und Felder, den er hervorbringt und ausbreitet, dem leider nach kurzer Freudenzeit der Untergang, der Tod des herrlichen lichten Helden, folgt, welche in diesem Mythos, wie in so vielen andern, Gestalt gewonnen. Wir rühren hier an ein uraltes geistiges Eigentum unseres Volkes, das schon aus der Zeit stammt, ehe sich dasselbe von dem gemeinsamen Stammesstamme seiner arischen Heimat losriß. Wenigstens bieten indische Dichtungen eine Reihe in vieler Beziehung ganz merkwürdig zusammenstimmender Begebenheiten. Und da es so einfache, so allgemeine Vorgänge sind, die sich hier verkörpert darstellen, ist es ja auch sehr leicht denkbar, daß uralte gemeinschaftliche Anschauungen vorliegen.

Ob irgend eine aus dem System der nordisch-deutschen Mythologie uns bekannte Göttergestalt unter Siegfried zu denken, ob Baldr, den der böie Voti mit dem Mistelzweig zu Tode bringt, oder Freyr, von dessen Werbung um Gerdr uns die Edda erzählt, oder ob wir ihn unter den zahlreichen anderen Göttern zu suchen haben, die dort keine ausführliche Erwähnung finden, das mag dahingestellt bleiben. Sicher gab es zahlreiche Stammes- oder Votalgottheiten, welche, als auf derselben Naturanschauung beruhend, viele im Einzelnen verwandte Züge besaßen, Sonnen- oder Lichtgötter wie jene waren und doch ein selbständiges Dasein daneben führten.

Der Moment nun, wo der Mythos zur Sage wird, d. h. seines religiösen Charakters entkleidet, die Form einer Menschengeschichte annimmt, der Held oder die Helden menschliche Namen zu führen beginnen, dem Siegfried also ein Gunther entgegen tritt, dieser Moment wird uns wohl immer unerkennbar bleiben. Dagegen läßt sich ungefähr die Zeit bestimmen, in welcher sich diese mythische Reliquie mit den historischen Begebenheiten zu dem Anänel verwickelte, als welcher sie uns nun entgegenreten, selbst dadurch umgebildet und wieder jene umgestaltend. Es muß dies um das Jahr 500 geschehen und die so verbundene Sage nach dem skandinavischen Norden bald nachher gewandert sein, wo sie in dieser Vermischung nach beiden Seiten hin, dem mythischen wie dem historischen, mancherlei Veränderungen und Zusätze erfuhr.

Sie blieb trotzdem in Deutschland unvergessen. Es ist kein Grund anzunehmen, daß jene Mitteilung der „Klage“, wonach der Schreiber Konrad des Bischofs Pilgrim von Passau 970—991 einen lateinischen Bericht von den Begebenheiten des Nibelungenliedes aufsetzte, dem Sachverhalt nicht entspreche. Ob dieser in Prosa oder in Versen abgefaßt war, ist nicht zu entscheiden. Wenn wir uns aber des Walthariliedes und der Etbasis erinnern, die ungefähr gleichzeitig sind, des Ruodlieb, der etwas später fällt, so erscheint die Annahme einer Dichtung in Hexametern durchaus statthaft.

Daß daneben die einzelnen Begebenheiten des Nibelungenliedes oder auch der gesamte Inhalt im Munde fahrender Sängler gelebt habe, bleibt unbestritten. Aber wir finden sonach wenigstens schon früh eine geschlossene Gestalt der ganzen Dichtung und sind nicht mit Notwendigkeit auf ein ursprüngliches Vorhandensein der Dichtung nur in einzelnen Liedern angewiesen. Ob die Ungarnkriege Heinrichs III. um 1040 wesentlich dazu beigetragen haben, die

Erinnerung an das Nibelungenlied anzusprechen, in welchem ja der Zug zu den Ungarn — denn die Hunnen erwiehen der damaligen Zeit natürlich völlig identisch mit den Ungarn, — eine so bedeutende Rolle spielt, ist nicht im einzelnen streng nachweisbar, doch nicht unwahrscheinlich. Die Sage mochte seit jener Zeit wieder mehr die Phantasie beschäftigen und diese Anregung einen Dichter des 12. Jahrhunderts dazu führen, die ganze Dichtung neu zu gestalten.

Dieser Dichter war der Kürnberger — denn man wird das Recht haben, nun diesen Namen mit einiger Bestimmtheit auszusprechen — ein österreichischer Sänger, dessen Heimat oberhalb Wilbering westlich von Linz an der Donau zu denken ist. Wir kennen von diesem Dichter noch fünfzehn lrische Strophen, die als die frühesten Produkte höfischer Lyrik später Erwähnung finden. Und gerade darin, daß diese Strophen genau dieselbe Form haben, wie das Nibelungenlied, liegt der Hauptbeweis für ihn als den Verfasser des großen Gedichtes. Denn früh schon galt es als ein Grundsatz, an dem nicht gerüttelt werden durfte, daß der Erfinder einer dichterischen Strophenform auch der ausschließliche Besitzer derselben war, und daß kein anderer sich derselben bedienen durfte.¹⁾ Von dem Kürnberger wissen wir sonst nichts Genaueres. Mehrere des Namens kommen in Verbindung mit Bischöfen von Passau vor, ein älterer, Namens Magenes, um 1120—40, ein etwas jüngerer, welcher Konrad hieß, um 1140—70. An jeden von beiden kann gedacht werden. Aber welchen man nun auch festhalten will, das ist sicher, daß in unserem Nibelungenliede keine Originalarbeit uns nicht mehr vorliegt, sondern daß sein Gedicht um 1190 zweimal, und jedesmal unabhängig von einander, umgearbeitet wurde, und zwar zum Zwecke der formellen Glättung. Denn da in der Übergangsperiode, welcher Kürnbergers Dichtung demnach noch angehörte, die Grundsätze seiner höfischer Metrik keineswegs fertig ausgebildet waren, der Reim vielmehr noch oft von der Assonanz vertreten wurde und ebenso auch das Gesetz des Wechsels der Senkungen und Hebungen noch nicht streng durchgeführt erscheint, so lag es dem verfeinerten Sinne der spätern Zeit nahe, ein Gedicht, das immerhin einiges Interesse durch seinen Inhalt erweckte, auch in einer anständigen Form zu erblicken. Ein solches Verfahren läßt sich auch bei andern Dichtungen jener Zeit nachweisen und diese Annahme hat also nichts Auffallendes. Daß diese Umarbeitungen selbständig von einander erfolgten, dafür zeugt ihre mannigfache Verschiedenheit. Die eine ward zweifellos in Oesterreich angefertigt und liegt uns vor in der St. Gallener Handschrift, der sogenannten Vulgata. Die zweite, die ein noch abgerundeteres, vollkommeneres Werk bietet, die Hohenems-Laufbergische, ist nach ihrem Entstehungsorte nicht mehr genau nachweisbar, erreicht aber ihre größere Vollkommenheit durch ziemlich zahlreiche Einschreibungen und recht einschneidende Veränderungen. Auf diese beiden Handschriften führen sich die zahlreichen andern, vor allem die Münchener, die mit der zweiten in genauem Verwandtschaftsverhältnis steht, soweit sie vollständig oder in Bruchstücken enthalten sind, im wesentlichen zurück, wobei im einzelnen freilich noch viele Schwierigkeiten und Zweifel bleiben. Die große Zahl der handschriftlichen Schätze und Reste aber spricht deutlich für das Ansehen, in welchem die Dichtung stand, obwohl sie aus den höfischen Kreisen, für die sie anfangs ohne Zweifel ausschließlich bestimmt war, verdrängt ward.

Daß durch diese Umarbeitungen der ursprünglichen Dichtung vielfach Gewalt geschehen ist, unterliegt keinem Zweifel. Auf der andern Seite aber erscheint der Kürnberger nicht als ein Dichter von so hoher Begabung, daß nicht im einzelnen sein Wert, auch abgesehen von formellen und metrischen Härten, noch manche Verbesserung erfahren konnte. Von der ungleichen Behandlung seines Stoffes, welche über wichtige Verhältnisse Zweifel und Dunkel läßt, wird nachher im einzelnen zu reden sein. Ferner giebt es mehrere so auffallende Widersprüche in seiner Dichtung, daß sich daraus die Meinung herleiten konnte, es müßten die beiden Teile als zwei ganz verschiedene Werke zweier nach Zeit und Ort getrennter Dichter betrachtet werden. Und auch die ganze Durchführung im einzelnen ist keineswegs eine gleichmäßige. Neben Stellen von hervorragender Größe und Schönheit treten andere Partien, die trocken, gelegentlich langweilig in ihrer Breite sind. Immerhin aber kann der Ruhm eines bedeuten-

¹⁾ Dabei aber wird man R. Parisch vollkommen recht geben, daß die Verwendung einer bestimmt geschlossenen Strophenform für eine große epische Dichtung keine glückliche Wahl war, da der freie Gang des Epos durch jede Strophe mehr behindert wird, als wünschenswert ist, was der antike Hexameter glücklich vermeidet.

den dichterischen Talentes ihm nicht streitig gemacht werden und in den beiden Charakteren Nüdigers und Volkers, für welche wir kaum einen Anhalt in den Sagen vermuten dürfen, sie vielmehr als freie Produkte seiner Phantasie betrachten müssen, bewährt sich eine Schöpfungskraft, die uns doch mit hoher Achtung erfüllt. Auch der ansehnliche Umfang der Dichtung, welche in 39 Abenteuern 2379 (in der andern Handschrift 2439) Strophen enthält, stellt der dichterischen Energie des Verfassers kein ungünstiges Zeugnis aus.

Am Rhein, in Burgunderlande, in der alten Königsstadt Worms erwächst die liebliche Kriemhild, die Tochter Dankrats und Utes, neben ihren Brüdern Gunther, Gernot und Giselher. In einem Traum enthüllt sich ihr das künftige Schicksal. Einen starken, schönen, wilden Falken hat sie erzogen. Aber mit bestigem Kummer muß sie gewahren, wie zwei Adler ihr denselben zerreißen. Ihre Mutter deutet den Traum auf einen edlen Mann, dem sie ihr Herz schenken würde. Daß sie von seinem frühen Verlust Herzeleid haben müsse, wolle Gott verhüten. Aber Kriemhild will nichts von einem Manne und Mannes Minne wissen. Die Mutter läßt diese Weigerung nicht gelten. Versprich es nicht zu sehr, meint sie, willst du wirklich herzensfroh auf dieser Welt werden, das geschieht doch nur von Mannes Minne. Kriemhild wiederholt ihre Beteuerung, aber ehe sie es noch ahnt, ist schon über ihr Schicksal entschieden.

Denn Siegfried erscheint an dem Hof der Burgundertönnige. Er kommt aus Xanten am Niederrhein, Sohn des Siegmund und der Sieglinde, ein Held über alle Helden, in der schönsten Frische und Rüstigkeit der Jugend. Er hat von dem lieblichen Mägdlein in Worms gehört und seine Seele drängt es, sie zu sehen und um die Minne der vielberühmten Schönheit zu werben. Die Eltern lassen ihn ungern ziehen, er hat sich zwar in mancher That schon erprobt — seine mythischen Thaten und Abenteuerfahrten werden freilich nicht erwähnt — aber es ist wie aus trüber Ahnung, daß sie sich ihm widersetzen. Doch Siegfried überwindet ihr Widerstreben und Sieglinde läßt es sich nicht nehmen, mit prachtvollen Gewändern ihn und die Seinen auszustatten. Zwölf Reden begleiten ihn. Am siebenten Morgen treffen sie in Worms ein und reiten vor der Königsburg auf. Niemand dort kennt sie. Hagen von Tronje muß beschickt werden, dem am meisten die Reden anderer Lande kund sind. Daß es Fürsten sind, verrät ihr Aufzug und endlich giebt Hagen den Bescheid: Nachdem was ich von Siegfried gehört habe, kann ich nicht zweifeln, er müsse es sein, darum sollen wir ihn wohl empfangen.

Seinem Räte wird entsprochen, festlicher Empfang den Fremden bereitet. Siegfried bleibt an dem Burgunderhose. Aber ein ganzes Jahr vergeht, ohne daß er deren ansichtig wird, der seine ganze Sehnsucht gilt. Streng abgeschlossen waltet Kriemhild im Frauen gemach. Aber genug muß sie doch von dem Herrlichen gehört und auch wohl verstohlen gesehen haben, welcher im Kampfspiel wie im Krieg immer der erste ist. Denn der Sachsenkönig Pindeger und der Dänenkönig Pindegast widersagen dem Gunther, der dadurch gemäß der Rolle eines Feiglings, welche er nun ein für allemal in den alten Dichtungen zu spielen hat, in eine große Sorge gerät, während Gernot mannhast zum Schwert zu greifen, Hagen Siegfried um Hilfe anzugehen rät. Der schwertfrohe Gast ist gern bereit. Er leitet den Kriegszug, kämpft mit glänzender Tapferkeit und erzieht einen vollständigen Sieg. Beide Könige werden gefangen genommen, später aber auf Siegfrieds Rat wieder frei gegeben. Knappen eilen mit der frohen Siegesbotschaft zum Rhein. Ein Bote wird auch zu Kriemhild geführt, der die Kunde namentlich willkommen war. Ihre Fragen verraten das in liebevoller Teilnahme erregte Herz, wie man auch den Boten zu ihr zu gehen veranlaßte in der stillschweigenden Voraussetzung, daß ihr Herz nahe beteiligt sei. Ihr schönes Antlitz erblüht in lichtem Freudenrot, als sie die gute Nachricht vernimmt und ihr Träger hat keinen Grund, seine Meldung zu bereuen.

Den heimkehrenden Helden werden glänzende Festlichkeiten bereitet, die ausführlich geschildert werden.

Bei diesem Feste sieht Siegfried zuerst die liebliche Kriemhild. Sie erscheint in dem Kreise des Hofes, von hundert Rittern und zahlreichen Fräulein geleitet, wie das Morgenrot aus trüben Wolken hervorgeht. Alles drängt sich bewundernd um sie her. Siegfried sieht sie von ferne an und sagt bei sich: Wie könnte das angehn, daß ich dich minnen sollte? Das ist ein dummer Wahn. Soll ich dich aber meiden, ich wäre lieber tot! — Wie schön diese Bescheidenheit, diese scheue Zurückhaltung bei dem Starren, dem sich keiner an Kraft und Mann-

haftigkeit vergleichen kann. Sie ist einer der liebenswürdigsten Züge in diesem herrlichen Jünglingsbilde, das zu den anziehendsten aller Pöteraturen gehört. Aber die Brüder, die wohl den stillen Zug der Herzen schon gemerkt haben, stellen den Edlen der schönen Jungfrau vor.

Der Herr in seinem Mute war da hoch erfreut
 Er trug in seinem Herzen Lieb sonder Leid,
 Daß er der schönen Ute Tochter sollte sehn.
 Mit minniglicher Tugend sie grüßte Siegfried so schön.
 Da sie den Hochgerühmten vor sich stehen sah,
 Da erglühte seine Farbe. Die Schöne sagte da:
 Willkommen, Herr Siegfried, ein edler Ritter gut.
 Da ward ihm von dem Grusse wohl erhöht der Mut.
 Er neigte sich vor ihr mit Züchten, als er Dank ihr bot;
 Da zwang sie zu einander sehender Minne Not;
 Mit lieber Augen Blicken sahn einander an
 Der Held und das Mägdlein, doch ward es verstoßen gethan!
 Ward freundlich da geliebkost ihre weiße Hand
 In rechter Herzensminne, das ist mir nicht bekannt,
 Doch kann ich auch nicht glauben, sie hätten nicht gethan.
 Zwei liebende Herzen thäten unrecht daran.
 Zu des Sommers Zeiten und gen des Maien Tagen
 Durft' er in seinem Herzen nimmer wiedertragen
 So viel der hohen Wonne, als er da gewann,
 Da die ihm ging zur Seite, die der Held zu minnen sann.

Und als ihr erlaubt ward, den herrlichen Mann zu küssen, ihm ward in dieser Welt nie so liebes gethan. Und als sie ihm Dank sagt für die Dienste, die er ihren Brüdern geleistet, da drängt sich das süßne Geständnis schon auf seine Lippen: Ich muß ihnen immer dienen und will mein Haupt nicht eher niederlegen, bis ihr Wunsch geschehen, aber zu eurem Dienste sei das gethan, Frau Kriemhild. — Zwölf Tage dauert das herrliche Fest und alle diese Tage bringt Siegfried in ihrer Gesellschaft zu, dann nehmen alle Gäste Urlaub. Auch Siegfried rüstet zur Abreise. Aber der junge Giselher hält ihn zurück. Gern giebt er den Befehl, die Roffe stehen, die Schilde hängen zu lassen. Täglich sah er nun die holde Fürstin.

Da beschließt Gunther die Brautfahrt zur schönen Brunhilde nach Isenland. Siegfried widerrät die Reise, weil sie schwer zu gewinnen sei. Hagen schlägt vor, Siegfried möge den König begleiten, da er so wohl wisse, wie's um Brunhilde stehe. Siegfried willigt ein, wenn ihm dafür Kriemhilds Hand zuteil werde. Gunther gelobt das feierlich.

In jener kurzen Andeutung Hagens, in den spätern Worten Siegfrieds: ich kenne das Land und die Burg Brunhilds, und einigen wenigen andern Zügen regt sich in dem deutschen Gedichte die Erinnerung an das bedeutsame Verhältnis, in welchem Siegfried einst zu Brunhild gestanden. Aus der nordischen Sage wissen wir, daß Brunhild, die Walkyre, von Odhin mit dem Schlafdorn gestochen und in die Waberlohe eingeschlossen, dann von Siegfried erköst war. Er hatte ihre Minne genossen, aber sie dann verlassen und vollständig vergessen. Das sind allerdings lauter mythische Vorgänge, aber auch in dem deutschen Gedichte verliert Brunhild ihren mythischen Charakter nicht ganz. Ihre riesenhafte Stärke, die, eines Gunther, dieses vielberufenen Schwäch- und Feiglings ganz zu geschweigen, auch einem Siegfried ihre Bändigung zu einer kaum zu lösenden Aufgabe macht, ist hier namentlich wichtig. Und daß jenes frühere Verhältnis ganz zurückgedrängt erscheint, bleibt einer von den Punkten, die den Zusammenhang undurchsichtig machen und Rätsel übrig lassen, welche der Wirkung des Gedichtes nur nachteilig sein können. — Eben dahin gehört auch der Punkt von Siegfrieds Dienstbarkeit. Zunächst begreift man nicht, warum er sich überhaupt für einen Dienstmann Gunthers ausgiebt; er kann ihn ja auf seinem Zuge begleiten, ohne Dienstmann zu sein; es sei denn, daß er durch sein Zurückstehen vor Gunther seine Trennsigkeit gegen Brunhild verhüllen wollte; aber davon weiß ja unser Nibelungenlied nichts. Und dann, nachdem der Sieg erkungen ist, warum wird der Schleier nicht gelüftet? Warum sagt es Gunther nicht zu Brunhild, als diese beim Hochzeitsmahl Thränen vergießt, daß Siegfried freier König war wie er

selbst? Warum bleibt sie in dem verhängnisvollen Irrtum, wodurch die ganze Katastrophe herbeigeführt wird? Denn gerade dieser Vorwurf reizt ja die arglose Kriemhild zu dem furchtbaren Ausbruch, welcher dann Brunhilds unverföhnliche Rache hervorruft. Was lag für Gunther Beschämendes darin, wenn er Siegfrieds Genossenschaft angenommen? Das Geheimnis der Tarnkappe war ja damit noch lange nicht verraten. Das wirkliche Verhältnis giebt der Mythos: Siegfried war allerdings Gunther dienstbar geworden. Eine Erinnerung davon giebt sich auch noch zu erkennen in der letzten Scene am Brunnen, wo Siegfried, eben im Wettlauf weitaus Sieger, doch wartet, bis Gunther, der König getrunken hat, eine Bescheidenheit, die ganz überflüssig wäre, da er doch der Gast war, wenn er selbst König Gunther an Rang gleichgestanden hätte. Nein, Siegfried war Gunthers Mann geworden. Siegfried, der den Drachen Fafnir erschlugen, muß durch Dienstbarkeit auf ein Jahr den Mord büßen, gerade wie Apollon beim Könige Admet büßen mußte, als er den Drachen Python getödet. Das ist ein uralt mythologischer Zug, der Mord fordert Sühne, selbst von einem Gott, wenn er auch ein unheilvolles Wesen erschlug, wie der siegreiche Sonnengott auch nach der eigentlichen Bezwingung des Winters doch noch eine zeitlang in der Haft der dunkeln Wolken oder der Nacht erscheint. Dieser Zug ward verwischt durch die zunehmende Ver menschlichung in der Sage, aber darum bleibt in unserem Nibelungenlied auch eine Unklarheit, die sich störend geltend macht.

Die Herren landen auf Island. Siegfried zeigt sich geflissentlich bemüht, seine Dienstbarkeit gegen Gunther an den Tag zu legen. Er führt das Ross an das Land und hält es beim Zaune, bis Gunther aufgefessen. Brunhild sieht durch das Fenster. Sie fragt ihre Mammen, wer da komme. Wir kennen sie nicht, lautet die Antwort, nur den einen Siegfried. Darin deutet sich wieder sein früherer Aufenthalt an. Brunhild ruft: Nun bringt mir mein Gewand. Und ist der starke Siegfried gekommen in dies Land um meiner Minne willen, es geht ihm an den Leib. Ich fürchte ihn nicht so sehr, daß ich deshalb werde sein Weib. Sie zürnt wegen seines langen Ausbleibens, wegen seines treulosen Verlassens und will ihm ihren Wiederbesitz teuer verkaufen. Aber sie begrüßt ihn zuerst: Seid willkommen, Siegfried, hier in diesem Land! Was bedeutet Eure Reise, gern hätt' ich das erkaunt!

Sie hat ihn vom Fenster aus dienstbar um Gunther gesehen, aber sie denkt sich nichts Arges dabei. Sie hat doch nur Augen und Gruß für ihn. Ihre einzige Erwartung ist, daß er um sie werben wird. Grausame Enttäuschung! Er stellt ihr Gunther als seinen Herrn vor, der gekommen sei, um sie zu werben. Nun werden die Kampfspiele gehalten, der Gerwurf, das Steinschleudern. Siegfried, der die unsichtbare Tarnkappe geholt hat, hilft Gunther die Proben bestehen. Brunhild überwunden, ergiebt sich in ihr Schicksal und läßt ihre Mammen Gunther huldigen. Siegfried aber fährt heimlich nach dem Nibelungenlande und holt 1000 seiner Reden, um etwaige Widerseßlichkeit der Mammen Brunhilds damit einzuschüchtern. Als sie landen, fragt die Königin, wer sind die? Meine Mammen, sagt Gunther. Brunhild begrüßt sie, aber „Siegfried sie mit dem Grusse von den andern schied“, d. h. sie begrüßt ihn kalt und förmlich, denn da er nichts von ihr will, hat sie auch keinen Grund, ihm freundlich zu sein. Man merkt die Eifersucht, den Zorn verschmähter Liebe, die an ihrem Herzen nagen.

Dann macht sie Dankwart, Hagens Bruder, zu ihrem Kämmerer, der aber also freigiebig ihre Schätze anstellt, daß die Königin fürchtet, er verschwende allzusehr ihre Habe und ihm Vorwürfe macht, ein Zug von Kargheit, der zu dem Rilde der herben, finstern Fürstin vortrefflich paßt.

Nun erfolgt die Heimreise. Siegfried geht als Bote voraus, die glückliche Ankunft zu melden. Kriemhild giebt ihm zum Dank für die frohe Botschaft vierundzwanzig Arminge, die er gleich unter seine Leute verteilt. Glänzende Vorbereitungen zum Feste werden getroffen. Dem feierlichen Empfange, bei dem die Schönheit der beiden Fürstinnen sich den Rang freitig macht, folgt die Vermählung. Siegfried mahnt Gunther an sein Gelöbniß. Dieser wendet sich an seine Schwester mit der Bitte, ihm seinen Eid lösen zu helfen und Kriemhilds freudiges Ja läßt nicht auf sich warten, obwohl sie sich in mädchenhaften Züchten ein wenig schämt. Aber sie tritt mit in den Kreis, der um das Paar gebildet wird und spricht das entscheidende Wort. Siegfried umfängt sie und giebt ihr vor den Versammelten den Kuß, die Besiegelung des Gelübdes. Nun geht es zum Mahle. Glückstrahlend sitzt das eine Paar, düster und schweigend das andere ihm gegenüber. Brunhild weint. Sie heuchelt, wenn sie auf Gunthers Befragen sagt, daß der Grund ihrer Thränen in dem untergeordneten Rang des jungen

Gatten Kriemhilds liege. Diese heißen Thränen tropfen aus einem wunden verbitterten Herzen.

Für Gunther kommt nun noch eine schwere Prüfung. Schlimmer ist noch keinem Gatten in der Hochzeitsnacht mitgespielt worden, als ihm. Dem Brühild macht von ihrer Riesenstärke Gebrauch und statt ihm liebevoll entgegenzukommen, hängt sie ihn gebunden an Händen und Füßen an einen Nagel der Kemenate auf und nur auf sein dringendes Bitten erlöst sie ihn morgens aus der verzweifelten Lage, um ihn wenigstens nicht dem Spott der Kämmerer und Diener auszusetzen. Man kann sich seine trübe verdrossene Stimmung denken. Dies war nicht nur eine einmalige Abwehr, es bedeutet einen vollständigen Sieg. Wird er jemals ihrer Herr werden können? Siegfried gewahrt seine Verzweiflung und fragt ihn teilnehmend nach dem Grunde. Geprüften Herzens macht Gunther die beschämende Mitteilung. Aber wieder ist Siegfried zur Hilfe bereit. In der folgenden Nacht schlüpft er in die Tarnkappe verhüllt mit in das Schlafgemach der fürstlichen Gatten, und nach einem verzweifelten Ringen, das selbst seine Kräfte auf eine harte Probe stellt, überwindet er die Furchterliche, in der sich die ganze dämonische Gewalt ihrer Wallfremdnatur offenbart. Einmal gebändigt ist es damit zu Ende. Als sie sich überwunden fühlt, gelobt sie Willigkeit. Siegfried zieht ihr unbemerkt einen Ring ab, nimmt ihren Gürtel mit und schleicht keusch von dannen. So ward Brühilde Gunthers Weib, ihm nicht zur Ehre, niemandem zum Glück.

Nach herzlichem Abschiede, unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen zieht Siegfried mit der neugewonnenen Gattin und den Mannen heim. Während ist die Begrüßung der alten Eltern, herzlich der Empfang, welcher ihm bereitet wird. Sigmund tritt ihm Land und Leute ab und eine Zeit glücklichen Besitzes und glänzender Herrschaft folgt. Ein lieblicher Knabe, Gunther genannt, erhöht das Glück ihrer Ehe, wie denn auch vom Rheine her die gleiche Botschaft kommt. Siegfried heißt nach dem Helden der Thronerbe von Worms. Die alte Mutter Sieglind stirbt, viel beklagt und Kriemhild genießt nun die Ehren der Königin.

Zehn Jahre sind darüber hingegangen; da regt sich in Brühildens Herzen der Wunsch, Siegfried wiederzusehen. In dem Wahne, daß er Gunthers Dienstmann sei, findet sie es unangenehm, daß er so lange die Pehuspflcht versäumt. Manentlich aber regt sich die Eifersucht gegen seine Gattin. Wie trägt doch so hoch Kriemhilde den Eim? Das kann sie nicht vergessen, daß sie die Beglücktere ist, daß sie an der Stelle steht, die Brühilde so viel lieber einnehmen wollte. Sie wendet sich an Gunther, er soll den säumigen Dienstmann entbieten. Dieser, jetzt zu feige, die einmal gesprochene Lüge zurückzunehmen, wehrt ab. Es ist zu weit hin, wie kann ich es ihm zumuten, zu uns herzukommen? Aber Brühilde läßt nicht nach. So hoch ist doch seines Königs Mann, daß er dem Gebote seines Herrn nicht Folge leisten sollte, und dann schmeichelnd erinnert sie an Kriemhildens Bächen und Reinheit, wie sie deren in inniger Liebe gedente! Gunther giebt nach. Er sendet dreißig Boten, welche Siegfried und Kriemhild zu einem Feste laden. Nach eingeholtem Räte der Mannen wird die Fahrt beschloffen, und Sigmund erklärt, daß auch er daran teilnehmen will, was Siegfried mit hoher Freude begrüßt. Das Kind bleibt wohl behütet zu Hause. Das arme, es sollte Vater und Mutter niemals wiedersehen!

Der Empfang ist von allen Zeiten freundschaftlich, ja herzlich. Noch erinnert nichts an die künftige schreckliche Vernichtung, die daraus erwachsen soll. Frohe Kampfspiele erfreuen die Männer. Die beiden Königinnen sitzen am Fenster zuzusehen. Da, als sie ihren lieben Gatten an Kraft und Mannheit allen voran leuchten sieht, immer noch strahlend im Glanze der Schönheit, bricht die glückliche Kriemhild in Worte bewundernden Lobes aus: Ich habe einen Mann, dem alle diese Reiche unterthan sein müßten. — Wie könnte das sein, meint Brühilde, so lange Gunther lebt? — Sieh mir, ruft Kriemhild in ihrem arglosen Glücke, wie herrlich er steht! wie königlich er vor den Recken geht! Wie der lichte Mond vor den Sternen! Wie trage ich mit Recht so fröhlichen Mut! — Brühildens eifersüchtiger Groll regt sich; diese Glückliche ist wohl glücklich, das fühlt sie, und mit Recht glücklich, aber in dem Besitz des Mannes, dem einst ihre Liebe gegolten! Der Stachel bohrt zu tief in ihre finstere Seele, die Feindschaft bricht heraus; sie rühmt ihren eignen Gatten halben Herzens und dann: Aber Siegfried ist, ich habe es aus seinem eignen Munde, ja doch des Königs Mann!

Hier muß man sich der Rangordnung in unserer germanischen Vorzeit erinnern, wo die Zugehörigkeit, die Abhängigkeit von dem Willen eines Herrn, einen Mann aus dem Stande der Freien ausschied und damit eine Klust zwischen ihm und diesen, vor allen den Königen befestigte,

die nicht zu überbrücken war. Nur unter dieser Voraussetzung versteht man Kriemhilds Entsetzen und auslödernden Zorn.

Wir wäre übel geschehen! ruft sie aus. Wie hätten meine Brüder so gehandelt, daß sie mich einem Eigenmann zur Gattin gegeben hätten! Ich bitt dich freundlich, Brunhild, laß diese Rede sein. — Ich will es nicht, antwortet diese, wie sollt' ich verzichten auf so manchen Ritter, der uns mit Siegfried dienstlich unterthan ist! — Der Zorn wächst von beiden Seiten und endlich ruft Kriemhild: Und ich bin doch keines Eigenholden Weib, das wird sich heut an der Kirchthür zeigen, wenn ich vor dir die Kirche beschreite. — Beide kommen mit ihrem Gefolge zum Münster, nicht in freundlicher Gemeinschaft wie sonst, sondern jede gefondert von der andern. Brunhild will Kriemhild den Vortritt wehren. Wie soll ein eignes Weib vor Königs Weibe gehen! — Kriemhild entgegenet: Könntest du noch schweigen, das wäre dir gut. Du hast selbst geschändet deinen schönen Leib; wie möchte das Kebsweib eines Eigenmannes je werden eines Königs Weib? — Wie, ruft Brunhild entsetzt, was sollen diese Worte? — Ja, läßt nun die Leidenschaft Kriemhild antworten, Siegfried war es, der dir dein Magdtum abgewonnen. — Vernichtet steht Brunhild und Kriemhilde nimmt mit ihrem Gefolge den Vortritt. Andacht war nicht viel in dem Gottesdienst. Brunhilde wird die Zeit lang. Sie erwartet an der Kirchenthür die Keindin, um das Weitere zu hören. Sie verlangt Beweise. Kriemhild zeigt ihr den Ring und den Gürtel, welche Siegfried in jener Nacht ihr abnahm. Brunhild erkennt beides, sie ist bis ins Herz getroffen, sie hat keine Worte mehr, nur Thränen bittersten Grolles, tödlichen Hasses.

Die Fürsten kommen dazu. Brunhilde überhäuft ihren Gatten mit Vorwürfen. Gunther stellt alles in Abrede und schiebt es auf eine Großsprecherei Siegfrieds, die er beweisen, oder von der er sich reinigen müsse. Dieser ist bereit, einen Eid zu leisten, daß er das seiner Gattin nicht gesagt habe und wir wissen, daß sie sich allerdings in dem entscheidenden Punkte irrte. Den Eid erläßt ihm Gunther, dessen böses Gewissen sich mächtig zu regen beginnt. Siegfried nimmt die Sache leicht. Es ist Frauengeschwätz, meint er. Man soll die Frauen so ziehen, daß sie üppige Reden lassen. Wir wollen es ihnen verbieten. Mir thut es von Herzen leid, daß mein Weib das deine betrübt hat. — Schön steht dem Helden diese freie und große Auffassung des ganzen Streites. Seine Seele kennt keinen Groll, wie er sich nichts Böses bewußt ist, sondern immer bereit gewesen, Andern zu dienen.

Aber das entscheidende Wort ist damit gefallen. Nicht jedes Herz kennt diese reine Größe und wir verstehen, daß Brunhild nicht verzeihen kann. Sie ist beschimpft, und durch den, welchen sie geliebt! Das verlangt Sühne, blutige Rufe. In ihrem Grame tritt Hagen zu ihr, Hagen von Tronje, der finstere, gewaltige, der vor keiner That zurückschrickt, die er im Dienste der Herrin zu verüben hat. Sein Typus ist der einer echten merschütterlichen, unabweidbaren Dienstmamentreue. Aber wir trauen ihm zu, daß er den finstern Entschluß Siegfried die der Herrin angethane Schmach blutig büßen zu lassen, auch gern ausführen wird, denn seine spätern Worte vor der Leiche Siegfrieds verraten, daß er bisher nur mit Widerstreben dem Niederländer den ersten Platz im Heldentum gegönnt hat. Siegfried ist für ihn immer der Freunde geblieben, den er nicht ungeru stürzt. Sein Tod wird beschlossene Sache, als er von Brunhild den Grund ihrer Trauer vernommen. In dem Räte des Fürsten findet Ortwin von Meis ebenso, daß die Sache blutigen Ausgang erheische. Giseler spricht entschieden für Siegfrieds Leben. Gunther aber, der schwache Gunther, läßt sich namentlich durch Ortwin bestimmen, dem, welchem er so viel verdankte, den Tod anzuthun. War dem Könige nicht auch der einzige Mitwisser seiner Schande, der einzige Helfer in seinen Nöten unbequem? Zu sein anfängliches Schwanken mischt sich die Furcht vor der Löwenstärke des Helden. Aber Hagen weiß dafür Rat. Ein falsches Kriegsgerücht soll ausgepfeut werden und Hagen will bei der Gelegenheit das Geheimnis von Siegfrieds Verwundbarkeit erfahren.

Es ist ein sehr ergreifender Zug der Dichtung, daß Siegfried gerade durch die zugrunde gehen muß, die ihn so innig liebt und gerne ihr ganzes Herz, ja alles, worüber sie verfügt, ihm opfern möchte. Kriemhild reizt durch ihre unbedachten Worte den blutigen Haß Brunhilds, sie entdeckt das Geheimnis, wodurch der Tod ihres Gatten allein möglich wird. Gerade dadurch erklärt sich die Heftigkeit ihrer Selbstanklage, ja wir verstehen, daß durch diesen Stachel des Vorwurfs, den sie ihrer Arglosigkeit zu machen hatte, ihr Schmerz um so grimmiger und ihre Rachsucht um so unversöhnlicher wird. Aber ihre Unschuld ehrt sie.

Sie mochte ja den einzig Geliebten nur hüten und schirmen, und als Hagen auf jenes Kriegsgeriicht hin vor ihr erscheint, um sich zu verabschieden und sich ihrem Dienste zu empfehlen, da, in ihrer Besorgnis um das Leben des Teuren, giebt sie ihm selbst die Mordwaffe in die Hand. Eine gewaltig ergreifende Scene! Hagen, der tückische Feind, welcher dem arglosen Weibe unter freundschaftlichen Versicherungen die Kunde ablistet und den Ausdruck offensten Vertrauens von Kriemhild bittinnimmt, ohne zu zucken und zu erröthen! Noch hegt sie eine Besürchtung, vielleicht sollte es ihr Mann entgethen, was sie Brunhilde gethan habe, aber da Hagen selbst zu ihr kommt, vor dem sie vielleicht am meisten Besorgnis hatte, schwindet die Angst und sie empfiehlt ihm des Gatten Leben. Wie aber kann ich ihn schützen? fragt er arglistig. Und nun kommt das lange und sorgsam gebütete Geheimnis zu Tage, wie er einst den Pindwurm erschlagen und sich in dessen Blute gebadet. Dadurch ward sein Leib mit der Hornhaut überzogen. Nur zwischen die Schulterblätter fiel ihm ein breites Pindenblatt und diese Stelle blieb ungefeit. Dorthin will sie nun mit roter Seide ein Kreuz auf das Gewand nähen, damit Hagen die schwache Stelle kenne und ihn gerade dort beschirmen könne.

Hagen hat mehr ertangt, als er hoffen durfte und scheidet befriedigt von Kriemhild, welche so wohl für den Teuren gesorgt zu haben glaubte. Der Kriegszug wird angetreten, als aber Hagen auf dem Gewand des Helden das verrätherische Todeszeichen gewahrt und sein Leben damit in seine Hand gegeben ist, ist derselbe überflüssig. Andre Lügenboten erscheinen und melden den Rückzug des Feindes. Angern sieht Siegfried die Gelegenheit zu neuem Gebrauch seiner Tapferkeit und Stärke schwinden. Der König aber sagt eine große Jagd an, die im Wästenwalde stattfinden soll.

Als der Held sich von der Gattin verabschiedet, bittet sie ihn dringend unter heißen Thränen, von der Jagd abzustehen. Sie hat böse Träume gehabt, wie zwei wilde Schweine ihn über die Heide verfolgt hätten, da wurden Blumen rot. Sie fürchtet tückischen Anschlag. Mahnte sie ihr Gewissen, weil sie sein Geheimnis preisgegeben? Der so schnell aufgegebenen Krieg? — Aber auch hier wieder ist Siegfried voll der besten Meinung. Wer soll mir hier Haß tragen? All die Deinen sind mir hold; ich habe an den Degen ja auch nichts anderes verdient! So unmarnt und küßt er die Geliebte und reitet fort.

Auch hier übertrifft er alle an Gewandtheit und Kraft. Nur mit einem Jäger und einem Spürhund geht er aus und erlegt einen ungefügen Pöwen, Wiesant, Elenn und Auerochs und als das Signal zum Imbiß geblasen wird, macht er sich und den Jagdgenossen noch einen redenhaften Spaß, indem er einen gewaltigen Bären fängt und lebendig vor sich auf das Pferd legt. So bringt er ihn mit zu der Stelle, wo der Schmaus stattfinden soll. Dort läßt er ihn frei und das Ungetüm richtet unter Jägern und Küchenknechten große Verwirrung an, verzerrt die Brände des Feuers und wirft die Speisen in die Asche. Von den Hunden gehezt, entflieht es, wird dann aber von Siegfried erlegt. So läßt sich alles fröhlich an, wenn nur nicht blutige Tücke im Hintergrunde lauern! Das Mahl wird aufgetragen, aber es fehlt das Getränk, dessen die Durstigen vor allen Dingen bedürften. Gunther wälzt, als Siegfried laut seinen Unmut zu erkennen giebt, die Verantwortung auf Hagen. Dieser entschuldigt sich, er habe die Tiere, die damit beladen, irrtümlich nach dem Speffart entsendet, aber er wisse in der Nähe eine köstliche Quelle, welche den Durst vortrefflich lösche und schlägt einen Wettlauf nach derselben vor, um Siegfrieds Schnelligkeit zu prüfen, in Wahrheit, um ihn zum Ablegen seines Mantels und Übergewandes zu bringen, damit er das Todeszeichen gewahren kann. Siegfried geht gerne darauf ein, giebt Hagen noch einen Vorsprung, indem er sich niedertegt, bis jener weggelaufen und trägt außerdem noch seine Waffen und Jagdgeräte im Arme. Troßdem kommt er eher an, wartet aber, bis Gunther angekommen ist und getrunken hat. Dann erst beugt er sich, den Durst zu löschen. Und nun erfolgt das Entsetzliche! und mit welchem tückischen Bedacht ausgeführt! Die Waffen werden zur Seite geschafft, dann — ein Zielen nach dem roten Kreuze, das die Liebe mit sorgsammer Hand gezeichnet — und todwund schreckt Siegfried empor. Sein erster Griff ist nach dem Schwerte. Aber es ist nicht vorhanden. Nur den Schild ergreift er und läßt, den Speer, von dem er durchbohrt ist, noch in der Wunde, dem davoneilenden Hagen nach. Mit dem Schilde verfehlt er ihm noch schwere Schläge, so daß das edle Gestein herabstürzt und niederrieselt. Aber seine Kraft ist hin und er liegt röchelnd am Boden. Alles drängt sich um ihn zusammen, viele mit lautem Wehklagen. Auch Gunther klagt heuchlerisch. Aber er täuscht Siegfried nicht. Hagen klagt nicht, er rühmt sich, die Herrschaft des Gewaltigen gebrochen zu haben:

nun giebt es nur noch wenige, welche uns zu besiehn wagen können. — Ihr mögt Euch leicht rühmen, spricht der Sterbende, da Ihr mich, den Argloien, gefällt habt. Hät' ich das ahnen können, ich würde mein Leben wohl beschützt haben. Dann noch ein rührendes Bedenken an den Sohn, dem es zu steter Unehre gereichen wird, solche Verwandte zu haben, ein liebendes Erinnern an die traute Gattin, welche er den treuloien Verwandten empfiehlt, ein bitterer Vorwurf gegen die Mörder — und ein herrliches Leben ist entflohen. Tot wurden die Blumen wie Kriemhilde im Traume gesehen.

Die Jagdgesellschaft legt den Toten auf einen Schild und berät, wie man Hagens Schuld an dem Morde verhehlen könne. Aber dieser, der nun überhaupt in seiner mitleidlosen Härte eine dämonische Größe gewinnt, will gar kein Geheimnis daraus machen. Er will es sich wenig ansehn lassen, wie Kriemhild auch darüber weinen möge. Ja, in seinem Trotz und Grollt geht er so weit, daß er den Leichnam vor die Thüre Kriemhilds legen läßt, damit sie ihn früh morgens finde. Es geschieht so. Ihrer Gewohnheit nach geht sie zur Frühmette. Der vorausgehende Kämmerer stößt auf die Leiche. Steht stille, sagt er zur Fürstin, hier liegt ein erschlagener Ritter. Sie weiß sogleich, wer es ist, und bricht in herzzerreißende Klagen aus. Das Gefolge sucht sie zu trösten mit der Vermuthung, es könne ja ein Fremder' sein. Aber sie spricht: Es ist Siegfried, mein vieltieher Mann. Brunhild hat es geraten und Hagen hat es gethan! Mit solcher Deutlichkeit entwirrt sich der bis jetzt so Argloien der ganze gräßliche Mordplan. Den alten Vater läßt sie rufen und seine Mannen. Alle klagen mit ihr, aber sie gewinnt keinen Trost darin. Die Mannen ergreifen die Waffen, sie wollen den Gebieter rächen. Aber das hindert die Fürstin: nur nicht noch neue Gewaltthat und Blutvergießen.

Die Leiche wird aufgebahrt und zum Münster getragen. Morgens erscheint auch Gunther mit Klagen. Wie widerwärtig sind die Worte heuchlerischen Bedauerens in dem Munde des elenden Königs! Und die doch niemand täuschen, am wenigsten die zum Tode Verurtheilte. Als Hagen zur Leiche tritt, beginnen dem alten Glauben gemäß die Wunden des Toten wieder zu bluten. Auch jetzt wieder ein neuer Versuch der Lüge bei Gunther: Ihn schlügen Schächer, Hagen hat es nicht gethan! — Mir sind die Schächer, erwidert sie, allzu wohl bekannt. Gott möge es rächen durch seiner Freunde Hand. Gunther und Hagen, Ihr habt es gethan!

Christlich erscheint die Theilnahme der andern Brüder, die nicht mit zur Jagd gewesen und denen die Mordthat sonach wohl überraschend kam. Aber Trost giebt es nicht für Kriemhilds Gram. Ja, als der prächtige Sarg zu Grabe gebracht wird, läßt sie ihn noch einmal öffnen, um zum letztenmal das geliebte Haupt zu umarmen und mit Küssen zu bedecken. Ohnmächtig muß sie von dannen getragen werden.

Siegmund mit seinen Mannen, tief gebeugt, rüstet die Heimfahrt. Er hofft, daß Kriemhild mit ihm heimkehrt. Aber um der beiden jüngern Brüder und der Mutter Ute willen entschließt sich die Trauernde zu bleiben. Dort hab' ich wenig Verwandte, sagt sie, hier weilen, die mir den Toten betrauern helfen, womit sie Zeugnis für den engen Zusammenhang der Familienbande in jener alten Zeit ablegt. Schwer wird dem König ihre Weigerung: er bricht mit seinen Mannen endlich auf, ohne Gruß und Abschied von Gunther und den Zeinen. Nur Giselher, das verjöhnende Element unter den burgundischen Brüdern, giebt ihm das Geleite. Aber aus dem Munde der Mannen Siegfrieds, die ungeru nur auf den Nachekampf verzichtet haben, bricht die Drohung hervor: Wir möchten doch wohl noch einmal den Weg in dieses Land nehmen, wenn wir den recht ausfinden, der diesen Mord gethan.

Kriemhild bleibt mit ihrem Schmerz und Kummer. Alle Versuche der Tröstung sind vergebens. Viertelhalb Jahr spricht sie nicht mit Gunther, sieht sie Hagen nicht. Endlich wird auf Gernots und namentlich Giselhers Verrieb die Sühne mit Gunther, nicht mit Hagen zustande gebracht, freilich eine Sühne, wie noch nie, mit so viel Thränen! Ihr zum Troste wird dann der unermessliche Nibelungenhort, der reiche Goldschatz, den Siegfried dem Zwergen könige Alberich abgenommen, unter dessen Hut er sich noch befindet, nach Worms geholt. Siegfried hat ihn der Gattin zur Morgengabe geboten, darum kann Alberich ihn nicht zurück halten, wie ungeru er ihn auch weglüben sieht. Zwölf Wagen, jeder dreimal des Tages fahrend, mußten ihn aus dem Berge hervorholen, dann ward er zu Schiff nach Worms geführt. Aber mit Argwohn sieht Hagen, wie die Königin freigiebigen Gebrauch davon macht, Armen und Reichen mit echt königlicher Milde austheilend. Sein Gewissen zeigt ihm stets in

der Zukunft die drohende Rache Kriemhilds. Er macht Gunther Vorwürfe. Es sei unerhört, so reichen Schatz zur Verfügung einer Frau zu lassen. Gunther schreckt vor neuer Gewaltthat zurück: Ich habe ja meinen Eid geschworen, ihr nicht neues Leid zuzufügen. Da antwortet Hagen: Paß mich nur der Schuldige sein. Und alle Eide sind vergessen, sie nehmen Kriemhilde mit Gewalt das Gut. Man kann ihren Kummer über diesen neuen Frevel nur ermeßen, wenn man erwägt, welchen Wert die damalige Zeit auf den Besitz des Goldschazes in königlicher Hand legte. Sie wendet sich klagend an ihre Brüder. Leider ist die Dichtung hier sehr flüchtig. Wir hören von keinen ernstlichen Bemühungen der beiden Jüngern, ihr zu ihrem schwergetränkten Recht zu verhelfen. Auf ihre dringenden Vitten antwortet Giselher mit leichter Entschuldigung: Später; jetzt müssen wir fortziehen. — Sie machen eine Heerfahrt, nur Hagen bleibt aus Haß gegen die Königin zurück und verleiht den Hort in den Rhein, hoffend, künftig selbst den Genuß davon zu haben; aber das sollte nicht sein. So hat der Hort sein Ziel erreicht, das Gold, der Schatz der Unterirdischen, durch Frevel gehoben, Frevel und Unheil stiftend, ist diesen zurückgegeben. Allerdings ist die Bedeutung desselben in der deutschen Dichtung nicht mehr erkennbar, da muß man in die nordische Sage blicken, um zu erkennen, wie gerade um den Besitz des Hortes mit dämonischer Vertretung sich alles Unheil, aller Tod und Vernichtung ansetzt.

Es ist unrichtig an dieser Stelle den Bericht über das Nibelungenlied abzubrechen. Die Dichtung drängt weiter. So viel Frevel kann nicht ungerochen bleiben. Das Gefühl poetischer Gerechtigkeit verlangt es beim Leser, wie noch mehr in dem alten Dichter. Dem gerade dafür haben die Alten ein feines Gefühl. Es muß alles ins gleiche gebracht werden. Die Meinung, als sei der zweite Teil der Nibelungen, den man wohl unter besonderem Titel Kriemhilds Rache zusammengefaßt hat, selbständig entstanden und mit dem ersten Teil ursprünglich ohne Zusammenhang, ist irrig. Die Widersprüche zwischen dem früheren und späteren Teil des Gedichtes, auf welche man aufmerksam macht, sind nicht derart, um zu dieser Annahme zu zwingen. Der chronologische Zusammenhang ist in langen Gedichten oft die bedeutliche Zeite. Kriemhilds Alter nachzurechnen bleibt eine etwas mißliche Sache. Schlimmer ist, daß Dankwart, den wir schon als freigebigen Kämmerer auf Hienland kennen gelernt haben, von sich selbst behauptet, zur Zeit der Ermordung Siegfrieds noch ein Kind gewesen zu sein. Aber solche Gedächtnisfehler wägen nicht allzu schwer und lassen sich auch sonst wahrnehmen.¹⁾ Alles dies und noch einige ähnliche Züge dürfen uns nicht zu dem Gedanken bringen, daß die Einheit, in der uns beide Dichtungen in alten Handschriften erscheinen, eine zufällige sei, und die Erwähnung einzelner Teile des Nibelungenliedes, welche man bei etwas späteren Schriftstellern, dem Marner und Hugo von Trimberg findet, können sich auf einzelne der ursprünglichen Volksgesänge bezogen haben, ohne daß man daraus die Auflösung unsers Gedichtes in zwei selbständige Gedichte zu folgern braucht. Und der Zusammenhang, der ganze Ton, dieselbe Haltung sprechen durchaus dafür.

Dreizehn Jahre ist die schöne Königin Witwe gewesen, da stirbt König Eckels Gemahlin Helche. Man rät ihm, um Kriemhilds Hand zu werben. Er hegt ernste Bedenken, namentlich da er Heide sei. Aber man wirft seinen Reichtum, seine glänzende Macht in die Waagschale. Der Markgraf Rüdiger von Bechlaren, der mit den Verhältnissen in Worms bekannt ist, empfiehlt gleichfalls die Vermählung und wird als Brautwerber entsendet. Er langt nach zwölftägiger Reise in Worms an. Anfangs kennt ihn niemand, aber der wieder zu Rat gezogene Hagen giebt Auskunft und empfiehlt feierlichen Empfang. Nachdem Rüdiger seine Werbung vorgebracht, hält Gunther Rat mit den Seinen. Wieder macht sich der finstere Haß und Argwohn Hagens bemerkbar, denn er allein widerspricht. Als Kriemhild die Botschaft vorgetragen wird, weist sie anfangs mit Enttäuschung den Antrag ab. Sie will überhaupt keines Mannes Weib wieder werden, nachdem sie so viel Trübsal erduldet; ihr Leben gebürt unvermindert der schmerzlichsten Erinnerung. Die Thren dringen in sie, man hoßt Tröstung, Vergessenheit des Kummers für sie. Auch das Heidentum des Königs macht ihr Bedenken. Eine ganze Nacht liegt sie in heftigem Zweifel und Gebet. Am Morgen fällt die Entscheidung günstig für Eckel. Rüdiger führt die Verhandlung mit ihr. Zuerst will sie von

¹⁾ Die Widersprüche z. B. zwischen dem Anfang und den spätem Teilen von Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre sind reichlich so schlimm und Niemand hält die Identität des Dichters für zweifelhaft.

nichts hören. Da trifft der Markgraf den wunden Punkt, indem er die Rache in Aussicht stellt. „Wer Euch etwas gethan hat, er soll es büßen.“ Da ist sie entschlossen. Eidlich läßt sie sich von Rüdiger und den Seinen diese Hilfsbereitschaft zusichern. Dann sagt sie zu sich selbst: Da ich nun so viel Freunde gewonnen habe, so laß die Leute reden, was sie wolten, nun kann doch Siegfrieds Mord gerochen werden. — Es liegt etwas Schreckliches in dieser planmäßigen Nachsucht. Kriemhilds Charakter wird zunehmend düsterer und herber. In dem mythischen Hintergrund der Sage, in dem es sich um Vorgänge der Götterwelt handelt, ist dem befreienden Sonnengott, wie der befreiten Natur, ursprünglich ein doppelter Charakter eigen. Der Gott stellt beides dar. Er ist der Herrliche, Glänzende, Milde, aber auch der Schreckliche, Düstere, Gewaltige, es ist, als wenn in Kriemhild sich beides erhalten habe, den reinen, edlen Charakter des nur liebenden hingebenden Weibes steht diese finstere rachebrütende Witwe gegenüber. Wie schwer vermag man einem solchen Umschlag zu folgen.

Sie entschließt sich; die nochmals auftauchenden Bedenken wegen des heidnischen Gemahles sucht Rüdiger zu entkräften, indem er auf die Möglichkeit einer Bekehrung durch sie hinweist. Die Reise wird nun sogleich gerüstet. Noch eine letzte Kränkung bereitet ihr Hagen. Sie hat einen Rest des Schazes gerettet, welchen ihr Siegfried hinterlassen. Sie will ihn mitnehmen, Hagen aber entzieht ihr auch den. Die beiden jüngern Brüder jedoch, die überhaupt nun im lebhaftesten Gegensatz zu Hagens fortgesetztem Haß die Partei der Schwester bei jeder Veranlassung ergreifen, händigen ihr ihn trotzdem aus. Auch dieser Zug ist in Kriemhildens Charakter bemerkenswert, das Hangen am Golde. Der Verfasser der einen der Handschriften, der Hohenems-Lafbergischen, hat selbst die Empfindung gehabt, daß ihr dieses kaum günstig ist und gerade diese Stellen alle gemildert, zum Teil unterdrückt. Aber die alte Zeit, in der die Dichtung ursprünglich spielte, mit ihrem Wertlegen auf das rote Gold, als einen Haupthebel königlichen Einflusses, rechtfertigt das schon von selbst. Die Arme hat ja nichts mehr im Leben, als den Besitz, der ihr allein noch Freunde — darauf liegt der Nachdruck — verschafft und erhält. Und dann darf man hierbei eben die mythische Bedeutung des Schazes nicht übersehen. Eine Erinnerung an diese Wichtigkeit des Hortes bewahrt unser Gedicht auch noch darin, daß es den Burgundern den Namen Nibelungen beilegt, seit der Schaz in ihr Land gebracht ist. Der Name des Schazes geht ohne weiteres auf sie über.

Der Zug, welcher Kriemhilde nach dem Hunnenlande führt, wird ausführlich beschrieben, namentlich ihre Aufnahme bei ihrem Oheim, Pilgrim von Passau, dann auf Rüdigers Tische, Bedlaren, wo Gotkünde sie mit allen Ehren und Freuden bewillkommt. In Tulu an der Donau findet ihre Begrüßung mit Ekel statt, dessen stolzer Aufzug mit seinen Helden und Fürsten, die aus allen Herrn Ländern zusammengeströmt sind, von Dänemark bis nach Kiew und zu den Wlachen, eine ausführliche Schilderung findet. In Wien findet das Beilager statt, und ein siebzehntägiges Fest mit glänzenden Turnieren schließt sich daran. Dann nimmt das königliche Paar seinen Herrsersitz in Ekelburg (Gran), und dort thront Kriemhild in finsterner Majestät neben dem Gatten.

Nach sieben Jahren schenkt sie diesem einen Erben, Ortlieb, nach dreizehn weitem ist ihr Kacheplan reif. Sie weiß Ekel, der von ihren düstern Gedanken nichts ahnt, die Erlaubnis abzuschnemeln, alle ihre Verwandten aus der Heimat zu glänzendem Feste einzuladen. Die Spielkente Wärbelin und Swemmelin gehen als Boten nach Worms. Sie trägt ihnen besonders auf, ja Hagen zum Mitkommen aufzufordern.

Die guten Nachrichten, welche diese beiden von dem Könige und der Königin in Worms melden, erregen aufrichtige Freude bei den Brüdern und namentlich der greisen Mutter Ute. Als sie aber die Einladung überbringen, wird ein Rat aller Vasallen gehalten. Hagen allein widerspricht und zwar mit dem lebhaftesten Nachdruck. Er beurteilt die Fürstin richtig, weil nur er ein gleich finsternes, nichts vergessendes Herz hat. Er fordert damit den lebhaftesten Widerspruch Gernots und Giselhers heraus. Als diese ihm Furcht vorwerfen, denn er habe ja allein gegen Kriemhilde etwas verbrochen, und wolle sich nun in Sicherheit halten, da freilich ist sein Widerspruch zu Ende. Nun besteht er auf der Reise, trotz weiterer Einwendungen, die im Kreise laut werden.

Aber er rät nun wenigstens, den Zug in kriegerischer Rüstung anzutreten. Sie sollen die Boten hinhalten, bis diese vollendet ist und dann hinter jenen möglichst schnell herziehen, damit Kriemhild die Gelegenheit zu großen Vorbereitungen abgeschnitten sei. Die Boten empfinden diese Verzögerung unangenehm, aber Hagens Rat wird trotzdem befolgt. Als die Abreise erfolgen soll, warnt Ute und bittet, davon abzustehen; böse Träume lassen sie Unheil

fürchten. Hagen jedoch hat seine ganze düstere Entschlossenheit wieder gewonnen. Wer sich an Träume kehrt, erfährt die Wahrheit nicht, nun müssen wir reisen.

Von diesem Augenblick an tritt er immer mehr in den Vordergrund und gewinnt zusehends. Sein hartes feindseliges Wesen, das nicht frei von Neid und Bosheit war, stößt uns zurück, so lange es sich gegen den edelsten Helden mit planvoller Zerstörung richtet. Jetzt, als er sein Schicksal besiegelt sieht, als er weiß, es geht ins Verderben hinein — dieses unerschütterliche Beharren auf dem Pfade der treuen Pflicht, das feste Halten an den Königen, die seinen Eid haben, der gewaltige Trost, mit dem er seinem Schicksale entgegengieht, der überlegene Hohn, mit dem er auf die zahllosen grimmen Feinde blickt, die Unerbittlichkeit, mit der er Haß und Feindschaft seiner Todfeindin erträgt, adelt ihn und giebt ihm trotz der herben Gewaltthaten, von der er nicht läßt, etwas echt heldenhaftes und imponierendes.

Die zweifellose Gewißheit, daß der Zug nach dem Hunnenland ein Zug zum Tode ist, erhält Hagen bald genug. Sie erreichen die Donau, die aus ihren Ufern getreten und an der kein Fährmann zu erblicken ist. Hagen geht an dem Ufer, einen zu suchen. Da trifft er zwei badende Meerfrauen. Indem er ihnen die Gewänder raubt, hindert er sie, in das Wasser zurückzukehren. Sie bitten um Rückgabe und versprechen ihm, da sie schicksalskundig, Aufschluß über ihr Ergehen. Hagen giebt die Kleider und die eine sagt, es stände ihnen Glück und Ehre bevor. Aber die andere prophezeit aufrichtiger, keiner von ihnen werde zurückkehren, als des Königs Kapellan. Darauf giebt sie noch Nachricht über den Fährmann. Mit dem gerät Hagen in einen Streit, erschlägt ihn und fährt selbst die Genossen über, im letzten Schiffe den Kapellan. Um die Wahrheit der Worte jener Frauen zu erproben, schleudert er diesen in das Wasser und stößt ihn auf den Grund. Aber durch Gottes Hilfe wird der Unselige doch glücklich ans Land gerettet und gelangt zu Fuß nach Worms zurück. Hat schon diese Unthat Hagens lauten Tadel gefunden, so erregt es noch größeres Versehen, als er auf dem jenseitigen Ufer angelangt das Schiff zertrümmert. Da offenbart er in grimmigem Mute ihrer aller Schicksal, darum habe er es zerbrochen, daß keiner feig zurückbleibe, wenn es zum Kampfe komme. Hier kehre doch keiner wieder hinüber.

In Baverland giebt es Kampf mit dem Herzog Gelfrat, freundliche Begrüßung dann in Passau bei dem Oheim, und die schönsten Momente der Fahrt erleben sie in Wechlaran bei Rüdiger und Gotelind. Rüdiger ist ein echtes Heldenbild, so treu und wahrhaft, in jeder Beziehung wacker und starken Mutes. Vier Tage hält er sie zurück und das gegenseitige Verständnis findet einen schönen Ausdruck in der Verlobung Giselhers mit der jungen Tochter Rüdigers. Hagen selbst rät diese an. Glaubte er, es sei für den jüngsten, schuldigsten, der Schwester von jeher freundlich gesinnten Fürsten Eöhne bei Kriemhilden möglich? oder hoffte er ihnen dadurch für den bevorstehenden Kampfe den Beistand Rüdigers zu sichern? Er wußte ja nichts von jenem Eid, den der Markgraf einst Kriemhilde geschworen. Sie war nicht die Frau, solche Verpflichtungen ungelöst zu lassen. Jedenfalls war es eine Verbindung zu Schmerz und Trauer und mit einer jener Wendungen, wie sie im Nibelungenlied sich so häufig finden, vorausdeutend auf das Folgende, heißt es auch hier: wie wenig Freude hatte sie doch daran! Stattliche Geschenke an die Führer des Zuges, außer den drei Fürsten, Hagen, Dankwart, seinen Bruder und Volker den Spielmann sind ein letzter Ausdruck der freundschaftlichen Gesinnung, die sie bei dem Markgrafen und Gotelind finden, dann geht der Zug weiter unter Rüdigers Geleit. Die Kunde von ihrer Ankunft verbreitet sich. Dieterich von Bern reitet ihnen entgegen. Aus seinem Munde vernehmen sie das erste Wort der Warnung. Kriemhilde beweint noch täglich den Verstorbenen, was habt ihr von ihr zu erwarten? Aber seine Warnung ruft keine Änderung des Sinnes hervor. Es ist nun doch einmal unabwendbar, spricht Volker, der kühne Spielmann, der von nun an neben Hagen hervortritt und eine herrliche Erscheinung ist in seiner freudigen Heiterkeit trotz aller finstern Wolken, welche sich nun ihn zusammenballen, wir wollen zu Hofe reiten und doch einmal sehen, was uns schnellen Degen bei den Hunnen möge geschehen.

So kommen sie denn an in dem Orte des Grauens und Verderbens. Kriemhild, die schon lange nach ihnen angeschaut hatte, zählt die Opfer ihrer Rache, und ihr Herz schlug wohl heftig in dem süßen Gefühl, endlich die Gluthen des Hasses kühlen und der schmerzlichen Wunde ihres Innern Linderung verschaffen zu können. Sie erscheint zur Begrüßung. Aber nur Giselher empfängt Schwesterlichen Kuß und Freundschaft. Hagen, der es gewahrt, bindet seinen Helm fester. Nach so beschaffenem Grusse mögen sich schnelle Degen vorsehen. Man

grüßt verschieden die Könige und ihre Mannen. Wir haben keine gute Reise zur Hochzeit gethan. — In ihrem begrüßenden Worte kündigt sich das Kommen drohend an. Seid will kommen dem, der Euch gerne sieht. Um Eurer Freundschaft willen grüße ich Euch nicht. Und nun wieder die feindselige Frage nach dem Horte. Hagen führt das Wort mit schneidiger Schärfe. Ich konnte nicht wissen, daß wir Euch Gaben mitbringen sollten; sonst wäre ich reich genug dazu gewesen. Und etwas später: Ich bringe Euch den Teufel, ich habe an meinem Schilde genug zu tragen und an meinem Panzer.

Daran knüpft nun Kriemhild die Mahnung, die Waffen abzugeben, denn niemand dürfe in ihrem Saal Waffen tragen. Aber mit Entrüstung weist Hagen das ab. Die Knechte sind schon in besonderem Hause untergebracht, aber die Waffen giebt niemand her. Da merkt Kriemhild, daß sie gewarnt sind und bricht in Klagen darüber aus. Dieterich von Bern, welcher wie viele Hunnen Partei für die Nibelungen nimmt, macht kein Hehl daraus, daß er es gethan. Mit der Aureda: Du Valandin (Teufelin), deckt er ihre bösen Absichten zu ihrer eigenen Beschämung auf, und zum zweifellosen Zeugnis seiner Meinung geht er mit Hagen Hand in Hand.

Ehel ist in die ruchlosen Absichten der Gattin nicht eingeweiht. Er betrachtet die Fremden als liebe Verwandte und hoch zu ehrende Gäste. Besondern Anteil nimmt er an Hagen und erinnert sich seiner aus früherer Zeit, als er mit Walther von Spanien an seinem Hofe verweilt war. Aber auch alle Hunnen sehen mit befremdlichem Staunen auf den gewaltigen Recken, neben ihm besonders auf Volker. Diese beiden setzen sich auf eine Bank, dem Saale Kriemhildens gegenüber. Diese will schon jetzt ihre Rache stillen. Zehzig Hunnen gürten die Waffen um. Aber das ist zu wenig. Vierhundert ruft sie auf, sie selbst mit der Krone auf dem Haupte geht an der Spitze dieses Schwarmes auf die Feinde los. Im Augenblicke dieser Gefahr schließt Hagen mit Volker den Bund zu gemeinschaftlicher Abwehr bis zum letzten Atemzug, und als dieser mit Freunden darauf eingeht, da ist sein Trost zur höchsten Kühnheit angestachelt. Er steht nicht auf, als Kriemhild naht, auf seine Kniee legt er eine Waffe, die sie wohl kennt, mit grünem strahlendem Jaspis im Knopfe, mit goldner Scheide und roter Vorte als Gehenk. Es ist Valmung, das Schwert, welches Siegfried einst führte. Sie sieht und erkennt es, und sie beginnt zu weinen. Sie redet ihn an: „Wie durstet Ihr es wagen, hierher zu kommen? Wer hat nach Euch gesandt?“ — Darauf seine mannhafteste Antwort: „Nach mir sandte niemand; aber man lud hierher drei Degen, die heißen meine Herren, ich bin ihr Mann und noch auf keiner Hofreise hinter ihnen zurückgeblieben.“ Und dann in dem Gefühl zunehmender Erbitterung schleudert er ihr die Wahrheit ins Gesicht: „Ja, ich bin es, der Siegfried erschlug, ich bin es, der allen Schaden Euch angethan. Nun räche es, wer wolle, es sei Weib oder Mann, ich will es nicht leugnen, ich habe Euch viel Leid es gethan.“

Die Hunnen, welche die Königin begleiten, ergreift es mit wildem Bangen, als sie die Schrecklichen in der Nähe betrachten. Sie wagen keinen Angriff, der erste Anschlag der Rache ist gescheitert. Aber das Verderben erfüllt sich schnell. Des Nachts zwar erhalten die beiden ihre Gefährten noch in Sicherheit. Sie übernehmen die Wache vor dem Saale, in dem die Helden ruhen. Volker ergreift die Fiedel, und vor der Thür des Saales sitzend spielt er liebe und starke Weisen, welche die Burgunder als Schummerlied umschweben. In dem Dunkel der Nacht kommt es dann zwar heran, Bewaffnete nahen, eine zweite Mordjchar, von Kriemhild entsendet. Aber als sie die Wächter gewahren, schleichen sie zurück, leise, wie sie gekommen. Der Morgen dämmert über die Treuen und ihre sicher behüteten Genossen, es ist der Morgen des Tages, an dem es mit dem grausen Werk der Vernichtung Ernst wird. Die düstre ahnungsreiche Stimmung der letzten Abenteuer des Gedichtes ist hochpoetisch. Man fühlt, man wandelt am Rande eines furchtbaren Vulkans, jeden Moment kann das Verderben losbrechen, jeder Augenblick steigert die Spannung, bis das Ungeheure sich vollzieht.

Die Burgunden gehen zur Kirche. Sie schmücken sich zierlich heranz mit schönen Gewändern, stattlichem Kopfschmuck, der von Edelsteinen glänzt. Aber Hagen ermahnt sie, davon lieber abzusehen. Eisen und Waffen sei der beste Schmuck, denn das würden sie gebrauchen. In der Kirche stützen sie die Schilde mit der Spitze auf den Fuß, um sie jederzeit ergreifen zu können. Der arglose Ehel erstaunt über diese kriegerische Wehr bei friedlichstem Geschäft, aber Hagen erwidert, das sei bei ihnen Sitte, drei Tage die Waffen nicht

abzulegen. Nach der Kirche wird turniert. Künftig, voll mannbakter Gewandtheit zeigen sich die Helden, Ezel und Kriemhild jehen zu. Ein vornehmer, schön geschmückter Hunne will das Glück der Waffen mit ihnen erproben. Aber Dantwart fällt ihn. Seine Verwandten wollen seinen Tod rächen, aber Ezel stillt sie, damit den lieben Gästen nichts zu leide geschehe. So ahnungslos geht er in das furchtbare Schicksal hinein. Kriemhild spinnt ohne sein Wissen ihre Mordpläne weiter. Sie beißt von Dieterich Hüffe, aber er sowohl, wie sein Waffemeister Hildebrand weisen das frevelhafte Ansinnen mit aller Entschiedenheit ab. Da wendet sie sich an Blödelin, den Bruder ihres Gatten. Sie verheißt ihm ein Land und dessen verwitwete Herrin zur Gemahlin, wenn er ihrem Willen nachhandeln wolle. Er folgt ihren verlockenden Worten, und während die Helden mit dem König zur Tafel schreiten, überfällt er in der Herberge die Knechte, die unter Dantwarts Aufsicht stehen. Der begrüßt ihn freundlich, als Blödelin aber von Feindseligkeit redet, erschlägt er ihn. Der Wamf bricht los, alle Knechte werden getödet, Dantwart allein entnimmt und tritt blutbedeckt in den Saal, wo getafelt wird. Gerade ist auf Kriemhild's (Seheiß ihr Sohn Ortlieb hereingeführt worden, wie das Gedicht andeutet, um seinen Tod zu veranlassen und dadurch Ezel an dem Vernichtungskampfe zu beteiligen, denn die Worte lauten:

Da hieß sie führen zu Tische Ezels Sohn —
Wie konnte ein Weib aus Rache etwas Schrecklicheres thun?

Ihre Absicht wird zur Genüge erfüllt. Denn kaum hat Dantwart seine Meldung gemacht, als Hagens Grimm losbricht:

Ich habe vernommen lange von Kriemhild sagen,
Daß sie ihre Herzeleid wolle nicht vertragen.
Nun trinken wir die Minne (zum Gedächtnis der Toten) und bezahlen
des Königs Wein.

Der junge Vogt der Hunnen muß der erste sein.

Damit schlägt er dem Kinde das Haupt ab und wirft es der Mutter in den Schoß. Das Morden beginnt. Voller sperrt die Thüre, damit niemand entrinne. Die Burgunderkönige versuchen noch einmal den Streit zu scheiden, umsonst. Kampf, Vernichtung ist das allgemeine Signal. Möglichst teuer wollen die Ketten ihr nun sicher dem Tode verfallenes Leben verkaufen. Mit Mühe bringt Dieterich einen kurzen Aufschub zustande, damit Ezel und Kriemhild mit ihrem Gefolge den Saal verlassen können. Dann beginnt der blutige Streit von neuem, so lange die Hunnen noch Mut haben, den Angriff zu wagen. Lange hält er nicht vor. Ezel, nun selbst in höchstem Zorne, will eingedenk früherer, schon lange erloschener Heldenkraft selbst in das Gefecht und wird unter Hagens Spott mit Mühe zurückgehalten. Iring von Dänemark wagt allein den Kampf; nachdem er mehrere Ritter der Nibelungen erschlagen, wird er von Giselher zu Boden gestreckt, fammelt aber seine Kräfte wieder und verwundet Hagen. Schließlich aber fällt er durch diesen. Nach ihm alle seine Mannen. Der Abend des Bluttages sinkt herein. Die Burgunden wollen mit Ezel verhandeln, aber er will von keinem Sühneverfuch mehr wissen. Sie begehren dann wenigstens ins Freie gelassen zu werden, um dort frei kämpfend zu sterben. Aber das verhindert Kriemhild, welche statt dessen den Saal anzünden heißt. Nur durch die Auslieferung Hagens könnten sich die Ubrigen retten. Aber natürlich wird das mit Entrüstung zurückgewiesen. Nicht weniger treu, als er zu seinen Fürsten gestanden hat, knüpfen auch diese nun trotz aller Schrecknisse des bevorstehenden Unterganges ihr Pos an das seinige. Sie erdulden das Furchtbare. Der brennende Saal stürzt über ihnen zusammen. Sie wanken nicht, Aneinandergedrängt schützen sie sich vor Flammen und Einsturz. Um der Pein des Durstes zu wehren, halten sie von dem Blut der Erschlagenen einen grausigen Todestrunk. Der Morgenwind kühl endlich die Hitze der Glenden. Aber er führt neuen Kampf, den letzten, entscheidungsvollen mit sich. Der erste Anfang desselben bringt eine der ergreifendsten Stellen aus diesem ganzen Schreckgemälde. Kriemhild mahnt Nidiger seines Eides, den er arglos ihr einst geschworen. Da muß er sich zum Treite rüsten. Er thut es schweren Herzens. Größeres Leid hat ihm das Leben noch nie gebracht, als diesen Kampf gegen die Helden, denen er seine Freundschaft geweiht. Furcht hat er nie gekannt, und voll Zorn erschlägt er einen Hunnen, der ihm diese

vorwirft. Aber die heilige Scheu des Herzens, gegen die beste Überzeugung zu handeln, die Nötigung, alle Stimmen des Gefühles zum Schweigen zu bringen, die Gewißheit, Klave des eignen Wortes zu sein und der einmal übernommenen traurigen Pflicht dann doch als ganzer Mann mit dem Einsetzen aller Kraft folgen zu müssen — was sind gegen diese innern Qualen Kampfesfurcht und Todesfurcht? Hier enthüllt sich uns dieser Held in der ganzen Reinheit und Stärke seiner Seele, und es vollendet sich in dem Leser der Eindruck hoher Bewunderung auch vor dem Dichter, welcher uns das mit wenigen Strichen so zu zeichnen verstand.

In Giselher erregt seine Annäherung fröhliche Hoffnung. Er begrüßt einen treuen Verbündeten in ihm, dadurch Rüdigers Gram nur vermehrend. Volker erkennt das Richtige. Rüdigers Ausforderung erfüllt die Gegner mit der gleichen schmerzlichen Empfindung, mit dem kämpfen zu sollen, dem sie hold waren. Bestimmte Rede und Gegenrede fliegt hin und her, Giselher kündigt voll Schmerz ihm und der Tochter die Freundschaft. Nun mög' uns Gott gnädig sein, ruft Rüdiger zum letzten entschlossen. Aber noch eine rührende Scene spielt sich ab. Hagens Schild ist in dem Getümmel zerhauen, es ist dasjenige, welches ihm Gotelind gegeben. Er bittet Rüdiger um das seine. Gerne gewährt ihm dieser die Bitte, und Hagen und sein Genoß Volker erklären dafür, dem Kampf mit ihm fern zu bleiben. Dieser zeigt ihm noch die goldenen Spangen, welche ihm Gotelind geschenkt hatte, sie auf der Hochzeit zu tragen. Er soll des Zeuge sein, daß er ihrem Gebote nachgekommen.

Wolt Gott vom Himmel, sprach da Rüdiger,
Daß Ench die Markgräfin noch sollte geben mehr,
Die Märe sag' ich gern der lieben Gattin mein,
Sehe ich sie gesund, des solt ihr ohne Zweifel sein.

Keiner der Recken mag gegen ihn die Waffen führen, bis das Blutvergießen, das der Markgraf unter dem Rest der burgundischen Ritter, welche sich noch um jene sechs Führer scharen, anrichtet, Gernots Wut erregt. Er kämpft gegen den Edlen, und beide verfehen sich den tödlichen Streich. Sein Gefolge erliegt gleichfalls den Feinden. Die Geschehnisse vollziehen sich nun schnell und doch gleichsam nur zufallsweise. Dieterich von Bern kann an den Tod Rüdigers nicht glauben, und als er ihn mit heftigstem Kummer erfährt, will er wenigstens die Leiche herausgegeben haben. Seine Mannen, Hildebrand an der Spitze, entseher er, um dieselbe zu erbitten. Auf's strengste aber schärft er ihnen ein, sich nicht selbst in Kampf mit den Feinden, welche er achtet und bewundert, einzulassen. Aber die eingeschlossenen Feinde, in dem Groll ihrer Verzweiflung, wollen den Leichnam nicht herausgeben, man solle ihn selbst holen. Darüber entbrennt des Recken Wolphart Zorn. Er läßt sich zu leidenschaftlicher Rede gegen den Spielmann Volker hinreißen. Dieser antwortet nicht minder gereizt, und heftig und in der Erregung der Leidenschaft ist es nicht weit zu den Waffen. Einmal läßt sich Wolphart von dem besonnenen Hildebrand, seinem Oheim, noch zurückhalten. Als ein neues Stachelwort gewechselt worden, bißt nichts mehr, und Hildebrand läßt sich nun selbst mit fortreißen und stürmt in den Saal, damit den letzten Kampf vollends entsehend. Ein schreckliches Würgen beginnt, alle Ritter und Knappen des Berners fallen, aber auch fast alle Burgunder, Volker durch Hildebrand, Dantwart gegen den starken Helyfrich, Wolphart und Giselher im Wechselmorde. Hildebrand entflieht. Nur Hagen und Gunther stehen noch lebend auf dem graufigen Totenfelde. Hildebrand kommt zu Dieterich. Dieser sieht die blutige Rüstung und macht dem Alten Vorwürfe. Der beginnt mit der Versicherung von Rüdigers Tod. Jetzt glaubt der König sich zur Rache berufen. Hildebrand soll seine Mannen versammeln. Aber nun kommt das schlimmste der Trauerpost: Es ist keiner mehr als ich ganz alleine, alle liegen erschlagen in dem Saal. Dieterich kann es nicht glauben. Solch Leid hat er noch nie empfunden. „Und sind gestorben alle meine Mannen, so hat Gott meiner vergessen, ich armer Dieterich. Ich war ein König hehr, gewaltig und reich.“ Die mannhaften Helden beklagt er einzeln. Dann geht er selbst gerührt zur Stätte des Grauens. Die Vorwürfe, mit denen er die beiden letzten Burgunder überhäuft, sind grundlos. Wie konnte die blutige Notwehr nach Rücksichten auf Freundschaft und Heldentum fragen? Aber der gewaltige Recke verliert nicht Würde und Haltung. Wie mächtig hatte sich das Bild des großen Ostgoten der Phantasie seiner Zeit eingeprägt, daß dieser Held hier in fremdem Zusammenhang und

doch als der einzig Überlebende und in solcher königlichen Hoheit sich so groß an Deutweise und Handlung erhalten hat. Als der in seinem gewaltigen Troß unverwundliche Hagen Hildebrand wegen seiner Flucht aus dem Saal verböhnt und dieser den Hohn mit der Erinnerung an jene Scene aus dem Waslenwald zurückgiebt, wo Hagen auf seinem Schilde sitzend dem Kampf zwischen Walther von Spanien und seinen Genossen zusah — ein Beweis, wie eng diese Dichtungen ursprünglich zusammen gehört hatten — verweist es ihnen Dieterich: Es ziemt Helden nicht, sich zu schelten wie alte Weiber. Er fordert Ergebung von den beiden; sie weigern sich dessen. Zwei Hecfen, die noch wehrhaft sind und sich ergeben? Da drängt Dieterich in den Saal, zuerst überwindet er Hagen und führt ihn gebunden davon. Er liefert ihn Kriemhild aus, den Helden ihrer Gut und Sicherheit anvertrauend. Dann macht er's mit Gunther ebenso. Jetzt genießt das furchtbare Weib den stolzesten Moment ihres Lebens. Sie hat die beiden, die ihr das schlimmste Leid zuzügten, die ihr ganzes Glück vernichtet, ihr Dasein vergiftet haben, in ihrer Hand. Sie hält sie beide in gesondertem Kerker gefangen. Gunther macht keinen Versuch mehr, die schwesterliche Liebe in Kriemhild wachzurufen. Er weiß, daß es dergleichen in ihrem erstorbenen Herzen nicht mehr giebt. Er ist auf seinen Tod gefaßt. Die dringenden Empfehlungen Dieterich's zu fürstlicher ehrenvoller Behandlung prallen an diesem Felsen ab. Sie geht zu Hagen, ihr Herz hängt noch an dem Horte. Wollt ihr mir den wieder geben? So lange noch einer meiner Könige lebt, werd' ich den Hort niemand zeigen! lautet seine Antwort. Sie läßt Gunthers Haupt abschlagen und trägt es selbst zu Hagen hin. Da spricht er:

Du hast es nach deinem Willen zu einem Ende gebracht,
 Und es ist ganz so ergangen, wie ich mir habe gedacht!
 Nun ist von Burgunden der edle König tot,
 Giselher der junge und auch Gernot.
 Den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich allein.
 Der soll dir, Teufelin, immer verholten sein!

Da zückt sie Siegfried's Schwert, den berühmten Dalmung, ein letzter Gedanke an den, der es einst in Ehren führte, und des Feindes Haupt liegt zu ihren Füßen.

Sie wird ihres Sieges nicht froh! Es ist ein Akt gerechter Sühne, daß der alte Hildebrand die Anstifterin so großen Mordens niederschlägt und damit das blutige Drama mit schrecklichem Ende krönt.

So ist es ein furchtbarer Ausgang, zu dem uns die Dichtung führt, ein Ende, so blutig und grauenvoll, wie die Poesie es sonst nicht wieder kennt. Die Flammen, in denen Zion einst sank, werden überstrahlt von den Flammen dieses Saales, in dem die Schwester die eignen Brüder, die liebsten Freunde ihrer Kindheit röstet, die hundert Freier, die Odysseus schlägt, was sind sie gegen die Hekatomben dieses Totenmahles. Ein düstres Schreckgemälde, in welches die hellen lichten Farben des Anfangs sich verwirren. Und doch, welch genauer Zusammenhang in Komposition und Motivierung. Mögen sie und da kleine Lücken bleiben, die ganze Handlung ist fest gealiedert, daß man weder hinzuhun noch davonnehmen kann! Wir ahnen das schreckliche Schicksal von vornherein, wir sehen das Verderben von kleinen Anfängen sich allmählich zusammenziehen und fühlen mit Schauern seinen ehernen Schritt. Es ist wahr, die Charaktere wachsen über das menschliche Maß hinaus. Kriemhild vor allem ist nicht ohne die Erinnerung an die mythische Grundlage der Dichtung verständlich. Aber die Hebel selbst sind wieder so echt menschlich. Die Treue, dieser schönste Zug germanischen Altertums, hat sich in dem Nibelungenlied ein unvergängliches Denkmal gestiftet, die Treue der Gattin in der furchtbar prächtigen Königin, die aus dem Wilde lieblicher Jungfräulichkeit und hingebender Zärtlichkeit zu so blutiger Majestät heranwächst, und die Mannentreue, welche in Hagen eine Gestaltung gefunden hat, wie sie nicht vollkommener gedacht werden kann. Aus der Mannentreue sprießt freilich „das giftige Gewächs des Mordmordes“ hervor, aber sie schreckt auch nicht vor der blutigen Sühne zurück und trägt das Los zu Ende, gegen besseres Wissen, gegen die klare Einsicht von seinem und ihrer aller Untergang, aber unerschütterlich in schweigendem Gehorsam den eignen Willen dem seiner Herrn unterordnend. Und welche Charakteristik! Da ist nicht eine Gestalt bis zu den Nebenfiguren herab, welche nicht von warmem Leben erfüllt wäre und nicht als ein selbständiges Ganzes vor uns stände. Man könnte nicht aufhören,

die einzelnen Züge herauszuheben und immer neue Schönheiten aufzudecken. Und auch der Vorwurf, welchen man der Dichtung oft genug gemacht hat, daß es ihr namentlich gegenüber den homerischen Gefängen an greifbarem Realismus der Darstellung fehle, trifft nur zum kleinen Teil zu. Es ist wahr, es mischt sich hier Christliches mit Heidnischem in seltsamer Weise. Der regelmäßige Besuch von Münster und Messe will sich mit den Zwergen und Linddrachen kaum recht verbinden. Das Nibelungenland schwebt in der Luft, ohne uns greifbar zu werden, aber davon abgesehen befinden wir uns durchweg auf festem Boden, an bestimmten genau bezeichneten Orten, und ein gutes Stück mittelalterlicher Kulturgeschichte läßt sich aus dem Nibelungenliede gewinnen. Und wir dürfen dabei nicht vergessen, es ist ein uralt geheiligter Besitz, der hierin für den Geschmack jener Tage zugeschnitten wurde. Es waren Erinnerungen, die bis zu den Göttern der ältesten Zeit hinaufreichten. Da blieb denn natürlich manches zurück, was uns jetzt fremd anseht, aber als Reliquie der Urzeit ehrwürdig entgegentritt und über die Dichtung einen lichten Schimmer verbreitet. Nein, es bleibt ohne Zweifel das Juwel unsrer ältern Poesie, und Dank allen den wackern Männern, welche durch rastloses Streben und Arbeiten es dahin gebracht haben, daß wir das Gedicht jetzt seinem Zusammenhang, seiner Entstehung und Entwicklung und seiner ganzen Bedeutsamkeit nach würdigen können.

Ein mattes Nachspiel nur zu der heroischen Größe des Nibelungenliedes bietet uns das unter dem Namen der *Klage* aufbewahrte Gedicht. Es berichtet, wie die wenigen aus dem furchtbaren Blutgerichte noch lebend Hervorgegangenen, Etzel, Dieterich, Hildebrand, das Leichenfeld säubern und den Gestorbenen herzbrechende Klage nachsenden. Jeder neue Tote, der hervorgetragen wird, giebt Veranlassung zu neuen Ausbrüchen des Schmerzes. Etzel besonders ist so vollständig gebrochen, daß er sich von den beiden Andern über sein unmännliches Verhalten Vorwürfe machen lassen muß. Auf Dieterichs Vorschlag wird das, was an Waffen und Kleidung der Gefallenen sich noch findet, den Hinterbliebenen zugesendet, und nun erhebt sich neue Klage, zuerst in Bechlaran, wo Gotelinde wenige Tage nach dem Eingang der Trauerpost an gebrochenem Herzen stirbt. Dann kommt die Botschaft, welche der Spielmann Swemmel auszurichten hat, nach Passau zum Oheim der verstorbenen Könige, dem Bischof Pilgrim, zuletzt nach Worms. Überall neuer Schmerz. Die alte Königin Ute stirbt vor Gram in dem Kloster Porsch, wohin sie sich zurückgezogen hat. Brunbild klagt sich mit bittern Worten, die jedoch auch der Kriemhild gelten, als Urheberin des Verderbens an. Ihr Sohn wird dann zum Ritter gemacht, damit das Land nicht ohne König sei, und der Küchenmeister Numolt bejammert es, daß seine Warnung vor der Reise nicht befolgt worden. Zum Schluß trennt sich Dieterich von Vern mit seiner Gattin Herrat von Etzel, trotz dessen dringender Bitten, bei ihm zu bleiben, und zieht nach Bern zurück. Vorher kommt er noch nach Bechlaran, wo er Dietelinde tröstet, welche sich am wenigsten durch das furchtbare Schicksal ihrer Fassung hat berauben lassen.

Am bemerkenswertesten bei dieser Dichtung, welche vielleicht das Werk eines Geistlichen ist und durch ihre Form der kurzen Reimpaare höfischen Ursprung verrät, souit aber wenig poetischen Wert besitzt, wie es denn durch die beständige Wiederholung der Klage ermüdet, ist einmal, daß sich hier die Angabe über ein lateinisch abgefaßtes Nibelungenlied findet, das auf Konrad, den Schreiber Pilgrims, zurückgeführt wird. Sodann die Wahrnehmung, daß das Gedicht zwar das Schicksal des Nibelungenliedes insofern teilt, als es auch mehrfach überarbeitet wurde, aber doch mauchen selbständigen Zug bewahrt, also nicht unmittelbar nach Mürenbergs Dichtung verfaßt sein kann. Wie denn z. B. das Verhängnisvolle des Nibelungenhortes, als des eigentlichen Ausgangspunktes des ganzen Verderbens, hier nachdrücklicher betont wird, als es dort hervortritt. Und so hat es zu mancher selbständigen Forschung wieder angeregt, wozu der Inhalt an und für sich nicht zu reizen vermocht hätte.

Kudrun.

Das kann man jetzt als feststehend betrachten, daß diese Dichtung im wesentlichen in derselben Weise entstanden ist, wie das Nibelungenlied, nämlich durch eine Verbindung sagenhafter Elemente mit einem historischen Vorgange. Nur daß wir uns hier in einer viel ungünstigern Lage insofern befinden, als wir weder bestimmte einzelne Mythen nachweisen können, auf denen jene beruhen, noch eine einzelne geschichtliche Begebenheit kennen, an welche